

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 47.

Donnerstag, 25. Februar.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Dore.

Nachdruck verboten.

Roman von E. Kriedberg.

Über Nacht schlug das Wetter um. Ein kalter Wind fuhr am Morgen die öden Dorfstraßen entlang und streifte mit rauher Hand die dürren Blätter von Bäumen und Sträuchern. Die roten Vogelbeeren hingen wie blutige Tränen über vergangene Herrlichkeit an den schon kahlen Ästen der Ebereschenbäume. In den Nischen der Ästern in Dore's Garten schimmerten die Tautropfen schneeweiß wie Meißperlen, und das Georginenlaub hatte braune Spitzen bekommen, — das Zeichen des ersten Nachfrosts.

Dore stand an einem Doofojenbeet und sammelte die Samenrispen ein, während der Gärtner vom Schloß in einiger Entfernung mit dem Herrichten der Spazinth- und Tulpenbeete für das nächste Frühjahr beschäftigt war. Sie hatte nur einen leichten Kragen um die Schultern gelegt, und ungehindert zauste der Wind in ihrem vollen dunklen Haar, das sich zu einer schlichten Flechtenkrone über ihrer Stirn türmte. Ihr Antlitz war blaß, ihre Lippen lagen fest geschlossen übereinander, und das Auge blickte müde und glanzlos.

Es klinkte jemand die Gartentür auf, und trotzdem sie ihr den Rücken zugewandt hielt, wußte sie doch sofort, daß Heinz eingetreten war, sie hätte seinen Schritt unter Hunderten erkannt. In herzklopfender Erwartung lauschte sie seinem gewöhnlichen, übermütig lustigen Morgengruß entgegen, aber er trat mit einer merkwürdigen Gelassenheit an sie heran, und das „Guten Morgen, Dore!“ klang ganz anders wie sonst. Eine gewisse Befangenheit sprach aus seinem Wesen, aber in den Augen war heller Sonnenschein. Es zuckte schmerzhaft in ihrem Innern, und sie mußte sich Gewalt antun, daß er nicht merkte, wie verstört sie war. „Du hast gestern abend vergebens auf dich warten lassen, Dore.“

„Es war doch selbstverständlich, daß ich nicht störte — und ihr habt mich wohl kaum vermisst.“

„Als ob du uns jemals stören könntest! Freilich, versäumt hast du nichts, die alten Geschichten wurden aufgewärmt, und so etwas ist immer veinlich. Es ist hauptsächlich Viddy's Takt und diplomatischem Geschick zuzuschreiben, daß sich die unangenehme Angelegenheit nun wohl definitiv beilegen wird. Aber was du vom Vermissten sagst! Natürlich habe ich dich vermisst — sehr —, ich bin so gespannt, was du zu Viddy sagen wirst. Du wirst doch heute kommen, ja? Viddy freut sich auch, dich wiederzusehen. Sie weiß, daß deine Fürbitte die Einladung veranlaßt hat, und möchte dir gern danken.“

„Fräulein von Grenings Besuch wird mir jederzeit angenehm sein.“

Er sah sie betroffen an. „Auf einen solchen förmlichen Standpunkt willst du dich ihr gegenüber stellen? Ich dachte, ihr solltet Freundinnen werden.“

„Meinst du, daß es einer Freundschaft hinderlich sein könnte, wenn mir Fräulein von Grening der Bitte gemäß ihren Besuch macht?“ fragte sie mit belächelndem Lächeln.

„Hul! Wie pedantisch!“ machte er, die Schultern hochziehend. „Das ist sonst gar nicht deine Art, Dore. Na, also Viddy wird pflichtschuldigst zuerst kommen, du wirst ihr ebenso pflichtschuldigst einen Gegenbesuch machen, und danach haben hoffentlich die Förmlichkeiten ihr Ende erreicht, und die Gemütlichkeit beginnt. — Doch, kommt da nicht Viddy? Richtig! Zu einer so unvorschriftsmäßig frühen Zeit“, neckte er, „und nicht einmal Sandalschuhe hat sie angezogen.“

Vielleicht hält sie es nicht für nötig, mußte Dore denken, aber gleich darauf schämte sie sich, von einem Menschen, der ihr völlig fremd war und von dem sie eigentlich nur Gutes gehört, so vorurteilsvoll zu denken. Viddy stand am Zaun. „Darf ich eintreten?“ fragte sie lächelnd herüber. Sie mußte mit der Hand ihren kleinen englischen Hut vor dem Winde festhalten. Ihre tiefdunklen Augen blühten glutvoll aus dem feingeschnittenen weißen Gesicht heraus, aber ihre Stimme klang merkwürdig kühl, hell und metallisch, wie der Ton einer Glocke — eine Stimme, die Dore sofort auf die Nerven fiel.

„Komm nur herein!“ rief Heinz, „ich habe dir schon Absolution erwirkt.“ Er eilte ihr entgegen, während sich Dore mit ihren Füßen fest auf den Boden stellen mußte, um einen Schwächeanfall zu überwinden.

Der Gärtner war aufmerksam geworden. Glücklicherweise blickte er zu den Ankommenden hinüber, sah dann aber plötzlich noch einmal schärfer hin mit einem Ausdruck, als ob er sich vergewissern wollte, daß er sich nicht täusche. Dabei verfinsterte sich seine Stirn, und in seinen Blick trat ein merkwürdig frostiger Ausdruck. Als die Herrschaften an ihm vorüberkamen, arbeitete er ruhig weiter, wie es sich für den Untergebenen schickte.

Heinz und Viddy traten gemeinsam zu Dore, Seite an Seite, beide hohe, schlanke, wunderbar elastische Gestalten, sie nur eben einen Fingerbreit kleiner als er. — ein herrliches Paar. Beide hatten sie das Greningsche Gesicht mit den schmalen aristokratischen Zügen, der scharf geschnittenen Nase und der freien Stirn, nur daß der Mann blond und das Mädchen dunkel war. Aber trotz der großen Ähnlichkeit zwischen beiden machten sie doch einen grundverschiedenen Eindruck. Dore meinte bei sich, er erweise stolz, sie hochmütig, trotzdem Viddy von bezaubernder Liebeshwürdigkeit war.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung für mein Eindringen, verehrtes Fräulein, aber Tante sagte mir, daß Heinz ein- für allemal bei Ihnen zu suchen sei, wenn man nicht wisse, wo er stecke. Sie erinnern sich doch meiner? Wissen Sie, Sie gaben mir immer das schönste Obst und die seltensten Blumen damals, — und Sie waren überhaupt so rührend anhänglich und gutherzig. Sind Sie das noch? Doch das mußt du besser wissen, Heinz, ist sie das noch, die kleine Dore?“

„D, sie kann manchmal furchtbar widerspenstig sein“, neckte Heinz.

„Dann wirst du es sicher verdienen! Aber ich glaub's nicht, sie sieht doch immer noch so nachgiebig und zart und schmiegsam aus wie damals.“

„Na, darauf bauw nicht so unbedingt“, lachte Heinz, „sie kann ganz energisch auf ihrem Kopf bestehen, — ich habe Proben davon, — und zart und schmiegsam? Sieh, nur, was für ein Paar kleine derbe Hänste sie bekommen hat, seitdem sie mit so viel Feuereser gräbt und hackt und Bäume rodet als wohlbestallte Gärtnerin.“

„Gärtnerin?“ wiederholte Biddy, das Wort dehnend. „Das ist ein so neuer Beruf für eine Frau, ein Produkt der allerletzten Jahre. Man muß Sie ja ordentlich anstaunen! Hier mitten auf dem Lande eine vorge-schrittene Frau!“

Heinz lachte hellauf, lustiger und lauter sogar, als es nötig gewesen wäre. „Dore eine Vorkämpferin für die modernen Frauenideale! Dore eine Frauenrechtlerin? Biddy, da hast du ja einen köstlichen Witz gemacht! Unsere kleine, zarte Dore eine Emanzipierte, ein Mannweib? Komm Dore, laß sehen, wie solch ein Miraculum ausschaut!“

Biddy war gereizt. „Lieber Gott, auch zarte Wesen drängen die Verhältnisse manchmal in Situationen hinein, für die sie nicht geboren scheinen.“

Sie streifte nur mit einem flüchtigen Blick die Wunde um Dores Stirn. Heinz biß nervös die Lippen, Dore lächelte leise spöttisch, vielleicht sogar ein wenig mitleidig.

„Gnädiges Fräulein haben ganz recht, die Verhältnisse halten mich hier auf dem Lande fest, wenigstens einstweilen noch, und sie haben mir auch den Beruf aufgezwungen, das ist die einfache Lösung des Problems. Man kann nicht gut mit einundzwanzig Jahren schon dem lieben Gott die Tage abstellen wollen.“

„Und Sie hoffen, daß Ihnen der Gärtnerinnenberuf eine Lebensstellung sein wird?“

„So lange, bis sie sich verheiratet“, warf Heinz hin. Biddys Blick zuckte blitzgleich zu ihm hinüber. Dore nahm ihre Samenvorräte zusammen. „Ich hoffe es“, sagte sie, Heinz' Einwurf überhörend. „Darf ich das gnädige Fräulein ins Haus bitten?“

Biddy lehnte hastig ab, sie könne unmöglich um diese frühe Stunde schon einen Anstandsbesuch abstatten, — wenn Dore ihr aber ihren Garten zeigen wollte: „Tante sagt, Sie haben eine so glückliche Hand, es gedeihe alles, was Sie pflegen.“

„O, ich denke, jeder, der mit der rechten Liebe pflegt, hat seine Erfolge!“

Im Vorbeischießen händigte sie dem Gärtner die eingehimmsten Samen ein, sie sagte ihm ein paar freundliche Worte, und er erwiderte ungezwungen mit dem Nicken eines alten Vertrauten.

Er war ein großer, stattlicher Mann, das tiefgebräunte Gesicht mit den festen, offenen Zügen umgab ein spitze gehaltener brauner Vollbart, und unter dem großen Panamahut blickten ein paar helle, ehrliche, intelligente Augen hervor. Die Abstammung aus den höheren Gesellschaftsklassen war ihm auf den ersten Blick anzumerken.

Herr von Grening war ein Freund seines Vaters gewesen, und nachdem dieser durch verfehlte Spekulationen in Vermögensverfall geraten und aus Verzweiflung über seine hoffnungslose Lage in wenigen Monaten dahingestreckt war, hatte er sich der verwaisten Kinder hilfreich angenommen. Klaus, der die Naturwissenschaften studieren wollte, hatte sich freilich einstweilen mit dem „Gärtner“ begnügen müssen. Herr von Grening ließ ihn die Realschule bis zur Schlußprüfung besuchen, sein Militärjahr abdiene und den Kursus auf einer Gartenbauschule absolvieren. Jetzt sollte er so lange bei ihm praktisch tätig sein, bis sich ihm eine passende Balanz im Kolonialdienst bot.

„Sie haben sich ja einen Gehilfen von sehr angenehmen Auhern ausgesucht!“ warf Biddy mit neckischer Ironie hin.

„Das ist nicht mein Gehilfe, das ist der Volontär vom Schloß, der mir aus Freundschaft seine Unterstützung leiht. Ich sehe ihn nicht daraufhin an, ob er hübsch ist, aber sehr tüchtig in seinem Fach ist er — und dabei ein gediegener Charakter.“

„Wie warm Sie seine Partei nehmen, kleine Gärtnerin.“

„Das ist einfach meine Pflicht, — ich verdanke ihm sehr viel und achte ihn hoch.“

Sie schritten die Gänge entlang, und Dore erklärte. Sie war sonst begeistert, wenn sie von ihren Pflanzen sprechen durfte, und konnte alles andere daneben vergessen, — heute redete und bewegte sie sich wie ein Automat.

„Mit den Sommerblumen habe ich gute Geschäfte in der Stadt gemacht, — nächstes Jahr kommt noch der Doerenertrag hinzu, — sehen Sie dort die Himbeerheide und die Johannisbeersträucher? Von den Erdbeeren habe ich dieses Jahr schon eine kleine Ernte gehabt. Wie Sie sehen, habe ich schöne, alte, ertragsfähige Obstbäume vorgefunden, — darf ich Ihnen diese Bergamottbirne anbieten? Sie ist beim Pflücken vergessen worden und nun selber herabgefallen. Die Birnen sind vorzüglich, Tante . . . Frau von Grening“, verbesserte sie sich schnell, „hat auf den ganzen Vorrat für ihre Tafel Beschlag gelegt . . . Dort sind die Frühbeete angelegt, und im nächsten Jahre hoffe ich ein Gewächshaus bauen zu können.“

„Om“, machte Heinz, „ein Gewächshaus willst du auch noch bauen?“

„Mehrere natürlich! Aber alles nach und nach. Zum Glück habe ich einen tüchtigen Gehilfen, und Kittenier wird mich auch nicht im Stich lassen.“

Sie merkte wohl, daß Biddy gar nicht acht auf ihre Worte gab, kaum die Gegenstände, auf die Dore hindeutete, mit den Augen streifte und dafür auf das angelegentlichste beschäftigt war, ihren Kleidersaum vor Heinz' Augen möglichst grazios in die Höhe zu heben. Es war aber eine solche heiße Angst vor etwas Unsichtbarem, in der Luft neben ihr Einherstrebendem in Dore, daß sie gegen ihre Gewohnheit fortwährend instinktiv von ganz gleichgültigen Dingen sprach, um nur kein anderes, verhängnisvolles Thema aufkommen zu lassen. Sie standen jetzt neben den Rosenstämmen.

„Da sehe ich noch eine letzte Knospe an jenem Monte-Christo-Stamm.“ Sie schnitt sie ab, und nach einem kleinen Högern reichte sie sie Biddy. „Darf ich sie Ihnen anbieten, gnädiges Fräulein? Sie pakt vorzüglich zu Ihrem dunklen Haar.“

„O, danke sehr“, sagte Biddy kühl-freundlich. „Sie sind sehr gütig“, und nachlässig schob sie die schöne glutrote Rose in ihren Gürtel.

(Fortsetzung folgt)



Der Krieg hat kein Erbarmen.

Schiller.

Ein Kaisersgeburtstagsfest in Feindesland.

Laon, 28. Januar 1915.

Aus dem Briefe eines unserer Ärzte, der z. B. Oberstabsarzt im Kriegslazarett zu Laon ist, entnehmen wir die nachstehenden interessanten Ausführungen.

Nach längerer Ruhe hatten unsere vor B.-E. liegenden Truppen am 20. und 21. Januar ihre ihnen liebgewordenen Willen verlassen, um den Feind in breiter Front anzugreifen und ihn aus seinen Schützengräben hinauszudrängen. Heftige Kämpfe tobten hier am Sonntag und Montag. Ein glänzender, siegreicher Erfolg lohnte, wie bekannt, das Kühne Unternehmen. Der Feind wurde unter großen Verlusten an Toten, Verwundeten und 1100 Gefangenen zurückgeschlagen, seine Unterstände und reiche Beute genommen. Aber auch wir hatten große Opfer bringen müssen, denn zahlreiche Verwundete füllten bald wieder die Säle unseres

Lazarettes. Dienstagmittag ließ der furchtbare Kanonen- donner nach, und die Vermundeten-Automobile blieben aus. So hatten auch wir Zeit, unsere Vorbereitungen für den kommenden Tag zu treffen.

Bald glich Laon einer deutschen Feststadt, die ihre Häuser mit Laub und Fahnen schmückt. Viele Fenster trugen grüne Girlanden und bunte Lampions. Alle Kasernen und öffentliche Gebäude waren bekränzt. Den Glanzpunkt bildete das Rathaus, mit seiner schlichten und doch so vornehmen Fassade. Aus seinen Fenstern wirkten die Fähnchen aller unserer Bundesstaaten. In geraden Linien brannten unzählige Illuminationsflämmchen bis unter dem Dache. Ein mächtiger Adler leuchtete über einem W. II. Der weite, hell erleuchtete Rathausplatz war rund herum mit hohen Fahnenmasten geziert und diese wieder mit Girlanden umkränzt und mit sich verbunden. Eine unglaubliche Menschenmasse durchströmte die Straßen, meist freilich unsere Feldgrauen, die aus allen Nachbarorten zusammengekömmt waren, aber auch viele Einwohner der Stadt. Ein überraschend prächtiges Bild war es, das das Auge erfreute, als wir diesen Festplatz betraten. Im Viereck den ganzen Platz umstehend, waren die Truppen, die Sanitäter und Krankenpfleger in Paradestellung, der Platz tageshell, der Himmel voll von goldenen Sternen. Die weitgeöffnet und hell erleuchteten Fenster des großen Festsaales ausgefüllt von den uns allen so lieb gewordenen Schwestern. Alle Gesichter leuchteten in Frohsinn und Freude. Raum hatten wir die für uns bestimmten Plätze in der Mitte der großen Freitreppe eingenommen, da erklang schon die allen Deutschen wohlbekannte Weise des Papstentzugs. Durch die Rue de Châtelaine kam in festem Schritt herankommend die Ehrenkompagnie, geführt von ihrem berittenen Hauptmann, voran die wackere Kapelle unserer Wer, das Ganze eingerahmt von Fackelträgern und viel Volk, genau wie wir es im Frieden zu Hause gewohnt sind. Mehrere Konzertstücke und Vorträge des bereits meisterhaft eingeschulten Kriegsgefangenenvereins der Sanitäter (unter Prof. Steins Leitung) bereiteten dann auf den Glanzpunkt des Abends, das große Loden und das Schlussegel, vor: Heilig war die Stille, heilig jeder Gedanke, focht manches Auge!

Tief ergriffen verharrten die Tausenden von Menschen noch längere Zeit in lautloser Stille, dann ertönte das feste Kommando zum Abmarsch, und mit klingendem Spiel zog die Kompagnie zu den großen Lazaretten, um den hier mit wohl zu verstehender Sehnsucht wartenden Kranken und Vermundeten die gleiche weissevolle Freude zu bereiten.

Ein Intermezzo möchte ich nicht unerwähnt lassen, weil es wesentlich dazu beitrug, das Kriegsbild in den Vordergrund zu stellen. Mitten im Konzert ertönten plötzlich Kommandorufe, die Menge teilte sich, und von berittenen Husaren geleitet, marschierten 450, am Tage vorher bei Craonne gefangene Franzosen auf, die von Brüdern kommend, zum Abtransport nach Deutschland geführt wurden. Mit großem Interesse folgten sie den Vorträgen. Viele machten recht dumme Gesichter, da sie wohl nicht geglaubt hatten, daß es so bei uns direkt hinter der Front zugehen könnte. Ob sie wohl ihr alles Laon und den Rathausplatz wieder erkannt haben?

Noch war es früh am Morgen, als flotte Militärmusik die Schläfer an die Fenster rief. Es war das große Weden, das uns alten und jungen Soldaten sagen sollte, daß der oberste Kriegsherr, unser geliebter Kaiser und König, zur Einleitung seines Geburtstags sich mit seiner Familie und mit ganz Deutschland rüstet, vor Gott hinzutreten und ihn im Gebete anzusehen um weiteren gnädigen Schutz und baldigen herrlichen Sieg. Hatte der gestrige Abend schon einen schönen Tag erhoffen lassen, so war heute ein Kaiserwetter, wie man es schöner nicht ausdenken kann. Ein leichter Frost hatte alle Dächer, Bäume und Zweige mit Raureif überzogen, die ganze Natur lachte bei hellem Sonnenschein und tiefblauem Himmel im weißen Festgewande. Von überwältigender Schönheit war der Anblick, den das stolze Laon selbst gewährte, unbeschreiblich großartig der Ausblick in die weite, leicht wellige, von kleinen Wäldern und Dörfern unterbrochene Ebene. Dazu das eben wieder stark einsehende Donnern und Brüllen der Kanonen. Es hätte für der ganzen Stimmung heute nichts fehlen dürfen. Auf den Straßen wogte bald wieder eine große Menschenmenge im Festkleide mit Helm und Waffenschmuck. Etwas früher als sonst wurde der Stationsdienst versehen, damit auch unsere Kranken, so weit als möglich, an den Festlichkeiten teilnehmen konnten.

Da kurz vor 9 Uhr riefen uns ungewohnte Klänge an die Fenster und auf die Straßen. Das wundervolle und weitberühmte Blodengeläute unserer schönen Kathedrale wurde angestimmt, und bald verkündeten sämtliche Glocken, die auf das sorgfältigste aufeinander eingestimmt sind, begleitet von den nicht minder schönen, schweren Glocken der nahen St. Martin-Kirche die Bedeutung des Tages mit mächtiger Stimme weit ins Land und riefen uns zur Kirche. Auf 12 Uhr war der Glanzpunkt des Festtages festgesetzt, die große Parole. Wieder wie gestern waren unsere alten Landstürmer mit der Regimentsmusik so angetrieben und hatten vor dem Rathaus Aufstellung genommen. Daneben alle übrigen Mannschaften, Sanitäter usw. Auf den Plätzen links und rechts von der großen Freitreppe hatte das Offizierkorps sich aufgestellt, dessen größere Hälfte die Ärzte unseres Lazarettes bildeten. Da, genau 12 Uhr, erschallte das Kommando „Präsentieren“, und unter den Klängen des Präsentiermarches erschien unser Oberführer und schritt grüßend mit glänzender Suite die ganze Front ab. Auch mächtiger Kanonendonner in der Front setzte ein, die Franzosen schienen unserem Kaiser auch ihrerseits einen Salut darbringen zu wollen.

Dann ergriff Sr. Exzellenz das Wort. Lautlose Stille herrschte. Mit weithin vernehmbarer Stimme gedachte er des Tages, den wir mitten in Feindesland feiern dürften, und gab der Hoffnung Raum, daß nun ein glänzender und dauernder Friede der schweren Zeit, die unserem Friedens Kaiser ausgenötigt wurde, folgen dürfte. Ein mit höchster Begeisterung ausgebrachtes „Hurra“ beschloß die glänzenden Worte. Während nun Sr. Exzellenz an 20 junge Soldaten und Unteroffiziere das Eisene Kreuz verteilte, hörte man plötzlich das Kommando „Halt!“, und 40 Franzosen, die in der Nacht aus Gräben und Wäldern noch herausgeholt und auch auf dem Wege zum Bohndorf waren, wurden herangeführt und wohnten ½ Stunde dem Konzerte bei. Gut gekleidet und auch gut genädigt waren die Leute, teils alle Männer, teils recht junge Burchen. Auf meine Frage gaben mehrere die Antwort, daß sie das Leben im Schützengraben recht satt hätten und sich nach Ruhe sehnten. — Nur zu schnell war die feierliche Stunde vorüber, und die Musik zog ab, um den Lazaretten noch ein Ständchen zu bringen. — Während wir noch unter dem tiefen Eindruck, den diese selten erhebende Feier unseren Herzen für alle Zeit eingepreßt hatte, zusammenstanden, und unsere Empfindungen, die einer herzlichen Verbrüderung gleich kam, austauschten, verlangten plötzlich laute Hupentöne, daß einem schweren Auto Platz zu machen sei; eine unserer so gefürchteten Ballonabwehrkanonen fuhr darüber, um auf kürzestem Wege zur Front zurückzukehren. Bald erfuhren wir, daß unsere an alles denkende Heeresleitung einen feindlichen Fliegerüberfall während der Feier für wahrscheinlich gehalten hatte und deshalb die Kanone bei der Zitadelle hatte auffahren lassen, um auf Kommando eines hoch in einem Turm der Kathedrale Wache haltenden Offiziers, dem Telegraphisten und Telephonisten zur Seite standen, eherne Grüße dem losen Vogel entgegen zu senden und dadurch eine schwere Gefahr für die nach Tausenden zählende Masse abzuwenden.

Ungetrübt aber sollte das Fest verlaufen und wurde abends, nachdem die Nachmittagsstunden durch unsere ernste Berufsarbeit ausgefüllt waren, in kleineren Kreisen endlich beendet, da größere Feiern nach Lage der Dinge verboten waren. Ein Wunsch aber wurde hier in aller Herzen laut: Möchte es uns vergönnt sein, den nächsten Geburtstag unseres geliebten Kaisers wieder dabei in altgebrachter Weise feiern zu können, um dann mehr von dem unvergeßlichen 27. Januar 1915 in Laon mündlich berichten zu können.



Aus der Kriegszeit.

Warte nur, baldo . . .
(Sehr frei nach Goethe!)

Auf allen Wogen
Ist Ruh,
Von allen „U“s
Spürtest du
Keinerlei Rauch! —
Jetzt England — mache dein Galdo,
Warte nur, baldo,
Ruhest du auch! —

G. Sams.

Von Kriegslügen unserer Feldgrauen erzählt Albert Dietl in einem Aufsatze von „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Die List als ein wichtiges Mittel im Kriege hat Friedrich der Große gleichsam offiziell anerkannt, wenn er im 11. Artikel seiner „Generalprinzipien vom Kriege“ sagt: „Man bedient sich im Kriege der Löwen- und Fuchshaut, eines um das andere; die List gelingt öfters, wo Gewalt Schiffbruch leiden würde; es ist also schlechterdings nötig, sich beider zu bedienen, weil öfters die Gewalt durch die Gegengewalt abgetrieben werden kann, wo hergegen zum öfteren die Gewalt der List weichen muß.“ In dem großen Weltkriege bestätigt sich diese Anschauung mehr denn je, und eine kleine Auslese aus der Fülle der angewandten Kriegslügen zeigt, wie erfinderisch unsere Feldgrauen in der Täuschung des Feindes sind. Eine gelungene strategische List war z. B. die Vernichtung der 11. russischen Kavalleriedivision bei Soldau. Eine ganze Division russischer Reiter griff damals ein Häuflein litauischer Dragoner an, die dem übermächtigen Feind ruhig mit eingelegten Lanzen entgegenstiegen, um — auf ein Hornsignal rechts und links auseinander zu fliegen, so daß nun verdeckte deutsche Maschinengewehre ihr Machtwort sprechen konnten. Ähnlich erging es der 2. englischen Kavalleriebrigade bei Thulin. Die britischen Reiter wollten gegen ein paar scheinbar nur schwach durch Infanterie gedeckte deutsche Batterien eine tabulose Attacke durchführen und — fogten zu ihrem größten Schrecken in deutsches Maschinengewehrfeuer hinein. Unsere Reiter sind ja überhaupt groß in Listen, und an erster Stelle stehen die Ulanen. So sahen sich drei Ulanen auf einem nächtlichen Patrouillenritt plötzlich entdekt und von starken russischen Kavalleriepatrouillen verfolgt. Zwei von ihnen verloren kurz vor einem Dorfe ihre Pferde. Schnell entschlossen eilten sie in die vom Feinde besetzte Orttschaft hinein in der Hoffnung, dort ein paar Pferde aufzutreiben zu können. Sie kommen bis vor ein Stallgebäude, treten ein und — finden sich einer großen Anzahl von Russen gegenüber. Schrecken auf beiden Seiten. Unsere Ulanen aber verlieren ihre Geistesgegenwart nicht, sondern der eine macht den Russen verständlich, die Deutschen hätten das Dorf genommen, und wer sich widersetze, werde erschossen. Das Schießen und Herumjagen der russischen Patrouillen, die die drei Deutschen draußen wie Stecknadeln suchten, hören die Russen glauben, daß die Feinde wirklich im Dorfe seien; sie werden von den beiden Ulanen entwaffnet und eingesperrt, während unterdessen der dritte die Pferde aus dem Stall zieht, auf denen sie dann wohlbehalten davonsprennen. Ein andermal stehen ein paar deutsche Jäger in den Vogesen auf Wappstein und sind plötzlich von französischen Alpenjägern umzingelt, die sich unbemerkt herangeschlichen haben. Die Franzosen haben sie noch nicht entdekt; aber jeden Augenblick können sie gefangen werden, und wer wird dann die Meldung von dem Herannahen des Feindes nach den deutschen Stellungen bringen? Ein Jäger findet den Ausweg. Nachdem er seine Kameraden verständigt hat, springt er auf, eilt auf die Franzosen zu, wirft sein Gewehr weg und gibt sich mit lauten theatralischen Gebärden als Esäffer zu erkennen, der von den Deutschen desertiert ist, um sich den Franzosen anzuschließen. Während die Alpenjäger den vermeintlichen Deserteur umringen, damit er ihnen die Stellung der Feinde verrate, entkommen die beiden anderen unbemerkt. Der Brave aber führt nun die Feinde direkt in das Feuer der Deutschen hinein, so daß sie die schwersten Verluste erleiden. Er selbst freilich wird dabei tödlich verwundet, und das Eisene Kreuz konnte nur noch den Sterbenden schmücken. Sehr häufig haben unsere Feldgrauen den Feind durch Strohpuppen getäuscht, mit denen sie z. B. bei La Bassée ganze Schützengräben ausfüllten; Puppen und auf Stöcken getragene Mäntel und Mützen wurden auch bei Angriffen benutzt, indem die Unsrigen sie aufrecht vor sich herschoben. Im Argonnenwald hat man einmal mit solchen Puppen einen prachtvollen Sturmangriff unternommen. In einen weiten Durchblick, in dessen Mitte sich eine kleine Erhebung befand, gruben unsere Feldgrauen viele Gänge bis dicht vor den Hügel und bauten Holzwellen hinein, über die sie endlose Seile laufen ließen. An die Seile wurden nun die Puppen gebunden, so daß ihr Obertheil deutlich zu sehen war. Dann setzte man die Maschinen in Bewegung, und wild stürmten nun die Puppen vor; das mörderischste Feuer konnte ihren Angriff nicht aufhalten. Eilrig sogen die Franzosen dort starke Truppenmassen zusammen, so daß die Unsrigen einige benachbarte entblöhte Stellen ohne große Mühe und Verlust nehmen konnten. Die Osterreichler verwendeten bei Progar gegen die Serben, um über die Save zu

kommen, eine große Anzahl von Holzstücken, Säcken mit Stroh und Schweinsblasen, denen Soldatenmützen aufgeschraubt waren. Diese „Schwimmer“ ließ man in der Dunkelheit über den Fluß treiben; die Serben schossen wie toll auf die Soldatenmützen, unter denen sie Angreifer vermuteten, verschossen sich, und nun unternahmen die Osterreichler mit Glück den Angriff.

Die gemüthlichen Sachsen. „So sonderbar es klingen mag“, steht in einem Feldpostbriefe, „man fühlt sich am meisten von den Sachsen angezogen und am heimlichsten berührt. Wenn man sonst vielleicht auch den sächsischen Dialekt nicht gerade schön findet, hier im Kriege wirkt er unwiderstehlich. Bei Kälte und bei Nässe sind die Sachsen wirklich immer gleich gemüthlich, und oft weiß man zuerst nicht, ob sie im Scherz oder im Ernst gesprochen haben, bis ein Augenzwinkern, ein lustiges Näckeln klar macht, daß sie eigentlich über der Situation stehen. Ein Sachse, der der Handwerkerkompagnie zugeteilt war, hatte Werkstätten eingerichtet, in denen Stiefel gefertigt, namentlich aber ausgebessert wurden. Er sah meine Stiefel und fragte mich im barocken Tone: „Wo ham se denn die Stiefel her?“ Ich fürchtete, er könne meinen, daß ich sie ihm gestohlen habe und sagte bestimmt: „Aus Berlin, die habe ich im Weihnachtspaket bekommen.“ Der Sachse schüttelt den Kopf und mir wurde wirklich seltsam zu Mute. Es kam eine gewisse Nervosität über mich, denn wie konnte ich ihm gegebenenfalls beweisen, daß die Stiefel mein Eigentum waren, und außerdem, ganz abgesehen von dem moralischen Minus, ich möchte die Stiefel nicht entbehren, denn sie waren warm gefüttert und wunderbar zum Laufen. „Die Stiefel, die hat es nämlich mei Vadder gemacht“, meinte der Sachse nun lachend, die freundlichen Augen zwinkernd. „Sähn se, se meenen, se ham da was Besonderes aus Berlin? Und die Stiefel die sind se ganz gemein aus Erfurt.“ Damit nahm er sie, um die Sohlen gerade zu klopfen. — In einem Ort nahm mich ein Offizier sehr freundlich in seinem Quartier auf und befragte mich, ehe ich mich zur Ruhe begab, nach meinen Wünschen, da er am anderen Tage zeitiger aufbrechen müsse. Kurz vor dem Zubettgehen meinte er: „Trinken Sie Ihren Kaffee schwarz?“ Ich dankte und antwortete, daß ich mir nur wenig aus Milch mache. „Das is ooch gut“, gab er mir zur Antwort, „wir ham se nämlich jetzt schon seit drei Tagen keine Milch.“ So vieles Witzige und wirklich Gemüthliche stammt von den Sachsen, und wenn man diese gutmüthigen Jungen sieht, die blauäugig und voll Humor sind, die wie Kinder einen überlegenen Humor haben, der uns schon oft Langweile und schlechte Laune vertrieben, dann kann man nur das Wort bestätigen, das, glaube ich, aus dem Jahre 1870 stammt: „Der Sachse ist gemüthlich und der Sachse ist helle.“

Der Nachruf einer Mutter. Ein herrliches Zeugnis für die Kraft und Größe der Empfindung, mit der deutsche Mütter in diesem Kriege dem Vaterland ihr Liebste hingeben, bietet ein Gedicht, das in dem demnächst erscheinenden neuesten Kriegsgedicht-Band der von Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Lektücher für Feldpost „Sieg oder Tod“ veröffentlicht wird. Als Verfasserin dieser Verse, die in der Reinheit ihres Gefühls und ihrer Form geradezu klassisch anmuten, wird Frau Oberpostkassaführer Krause aus Königsberg genannt; sie weiht das Gedicht ihrem Sohne Kurt Krause, der als Soldat des 3. Garderegiments zu Fuß am 17. Januar in Frankreich fiel:

Mein Junge fiel in der Schlacht
In seiner Jugend Reinheit und Bracht.
Die Angel hat ihm die Stirn gerschnitten,
Dann hat er noch drei Minuten gelitten,
Bis sie ihn haben
In fremder Erde begraben.
Sein Blut ist so kostbar, so gut und treu,
Das macht gewiß Deutschland von Feinden frei,
Das muß dem Siege zugute kommen.
Aber mir hat's meinen einzigen Jungen genommen,
Warte, mein Junge, ich komme bald
Zu dir, in den heiligen Todeswald,
Wo Winde um Fahnenlilien weh'n,
Wo Eichen zu euren Häupten steh'n.
Dort lag ich mich hin,
Weil ich, mein Kind, deine Mutter bin.
Dann erzählst du leise von deiner Schlacht
Und wie tapfer du deine Sache gemacht.